



Nr. 172.

Dienstag, den 26. Juli 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Buser.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Die anwesenden Gäste unterhielten sich lebhaft und blickten dabei immer wieder auf eine seltsame Menschengruppe, die auf einer mächtigen Erhöhung im vorderen Theile der Stube ihren Sitz hatte. Es waren zwei Greise mit schneeweißen wallenden Bärten und mit ernstesten sympathischen Zügen, die unter der Bezeichnung „Die weißen Säger“ im Lande umherzogen.

Das meiste Interesse erweckte jedoch ein weichgekleidetes Mädchen, das mit künstlerischer Vollendung die Flöte blies. Leppiges, tiefschwarzes Haar, das aufgelöst über die Schultern fiel, ließ die Farbe ihres lebend blassen Gesichtes weiß wie Marmor erscheinen, und der Glanz ihrer großen, träumerischen Augen schien in eine andere Welt hinüberzustrahlen.

Hartfeld erhielt in der Wirtschaft Nachtquartier und nahm an einem freien Tische, der Sägergruppe gegenüber, Platz.

Die einfachen, gemüthvollen Volkslieder der beiden Greise und die Flötenvorträge des schönen Mädchens fanden ein dankbares Publikum. In Hartfeld erweckte das einsame, melancholische Spiel eine Fluth von Erinnerungen. Mit halbgeschlossenen Augen sah er in die Bank zurückgelehnt, die Gegenwart vergessend, und träumte. Der traumliche Raum, in dem er seine Kindheit verlebt hatte, tauchte vor seinem Geiste auf. Die Mutter sah neben ihm. Er glaubte ihre Hand zu spüren, wie sie leise über seine Haare strich, um den losenden Hauch ihres Mundes auf der Stirne zu fühlen.

Der Klang ihrer Stimme hallte in seinem Innern nach. Der Mutter gegenüber sah der Vater und blies die Flöte. Deutlich sah er ihn vor sich in der blauen Uniform mit den dunklen Epaulettes, seiner hohen Stirn und dem mächtigen, weitabstehenden Schnurrbart. Auf dem Tische flackerte das Kerzenlicht und der Docht trieb glühende Rosen. Eines Tages aber hörte das Flötenspiel auf — für immer. Jahrelang lag das Instrument auf dem hohen Schrank in der dunklen Kammer. Die Mutter war schon lange krank gewesen, als er in einer Nacht, vom Vater aus dem Bettchen gehoben und zu ihr hingetragen wurde. Sie war sehr blaß und eingefallen, als sie die mageren, zitternden Hände auf seinen Kopf legte. Und dann trug sich etwas Ungewöhnliches zu — der Vater weinte! Heftig weinte er, sein ganzer Körper bebte und zitterte. . . .

„Lang, lang ist's her . . .“ hauchte es in sanftem Flötentöne.

Erregt fuhr Hartfeld empor. Seit seiner Kindheit hatte er die schweremüthigen Töne nicht mehr gehört. Er griff sich an die Stirne und sah hinüber zu der Flötenspielerin und der räthselhafte Blick des blassen Mädchens begegnete ernst und voll dem seinen.

Und dann beschlich ihn die Sorge. Seine Stelle als Prokurist erachtete er unter allen Umständen als verloren; ebenso war er sich klar darüber, daß er von Ingolstadt fort mußte. Aber wohin? Die Zukunft erschien ihm so schwarz, wie die Nacht im Gefängnisse. Und der Fluch, der auf ihn lastete, er lag ja auch auf seiner Frau und seinen ahnungslosen Kindern. Wie mochte es den Armen ergehen? Er hatte während seiner

ganzen Host nichts über sie erfahren. Seine Briefe blieben alle unbeantwortet. Was mochte der Grund sein?

Der sorgengequälte Mann war so sehr in düsteres Grübeln versunken, daß er nicht bemerkte, wie allmählich sämtliche Gäste aufgebrochen waren und außer den Sägern nur er allein noch in der Stube sich befand.

„Sie werden von einem bösen Verhängniß verfolgt — armer Mann!“ hörte er plötzlich eine leise, melodische Stimme neben sich.

Ueberrascht erhob sich Hartfeld. Die bleiche Flötenspielerin stand neben ihm.

„Sie wissen — waren Sie heute — Sie kennen mich?“ fragte er verwirrt.

„Ich sehe Sie heute zum erstenmal“, entgegnete das Mädchen ruhig, indem es sich Hartfeld gegenüber niederließ.

Dieser hatte sich ebenfalls wieder gesetzt und starrte nun, keines Wortes fähig, einige Sekunden auf das schöne, bleiche Mädchen.

„Wissen Sie, welches Unglück mich verfolgt?“ fragte er endlich aufgeregt.

„Nein, das weiß ich nicht“, antwortete das Mädchen. Nach einer Weile fuhr es hastig und abgebrochen weiter: „Sie sind unschuldig — alles ist gegen Sie. . . überall Nacht! Ach Gott mir träumt ja. Ich hab' Schlaf. Verzagen Sie nur nicht — oh, verzagen Sie nicht!“

Hartfeld glaubte zu träumen. War dies ein menschliches Wesen neben ihm? Er fuhr sich durch die Haare und grub seine Fingernägel frampfhaft in die Ballen, und als ob er sich noch nicht vergegenwärtigen wollte, daß alles Wirklichkeit sei, erfaßte er die Hand des Mädchens.

„Und kommt meine Unschuld an den Tag, wunderbares Kind und werd' ich diese Stunde erleben?“ fragte er jieberhaft gespannt. Der Schweiß stand ihm auf seiner Stirne.

Die Flötenspielerin entzog ihm langsam ihre Hand und sah längere Zeit in die dunkle Stube nach vor sich. Ihre Züge wurden mit einem Male belebt, und verworren begann sie:

„Ich weiß es nicht. Sie sind unschuldig. Ich glaub', mir träumt; ich bin so schläfrig. Auf einer Wiese, bei einem Gebüsch seh' ich Sie liegen — — Schlafende Soldaten — — mein Todte find's, Auch Sie. . . Auf Ihrer Brust liegt ein kleines Kreuz — ein Erden. Finstere Nacht. . . Ein schönes Mädchen kniet bei Ihnen.“

„Kind, du regst dich auf; geh ins Bett!“ sprach in diesem Augenblicke eine Männerstimme hinter den Weiden, es war einer der Säger.

„Meine Tochter ist etwas leidend — entschuldigen Sie, Herr! wandte sich der Alte an Hartfeld. „Sie scheinen ihr Interesse erregt zu haben und sind von ihr vor etwas gewarnt worden — nicht? Nehmen Sie ihr Geplauder nicht ernst, Herr!“

Das Mädchen sah gefesteten Hauptes regungslos da; ein Zittern lief durch seinen Körper.

Hartfeld hatte sich erhoben, und den greisen Säger etwas bei Seite führend, fragte er: „Ist Ihre Tochter eine Seherin?“

„Sie scheinen mir stark aufgeregt, Herr! Wollen Sie doch den Phantasien des Mädchens keine Bedeutung beimessen! Es sind nichts als krankhafte —“

„Bleiben Sie hier, Herr! Nur bis übermorgen bleiben Sie. Gehen Sie nicht fort!“ rief die Flötenspielerin dazwischen. Sie hatte sich rasch erhoben und stand nun, die beiden Hände des jungen Mannes erfassend und mit Todesangst in den Zügen vor den beiden Männern.

„Nun ist's aber höchste Zeit, Rosa! Kommt — sogleich!“ geriet ihr der Vater energisch. „Gute Nacht, Herr!“

„Vater“, drang das Mädchen im Hinangehen leise und mit verzweifelter Gehebe in den Alten, „laß ihn nicht fort! Morgen geht er zu Grunde. Mein Gesicht von dorthin war falsch; morgen, um diese Zeit, geht er zu Grunde. . . . hör' doch, Vater! Er darf nicht fort, — laß ihn nicht!“

„Armes, krankes Kind, morgen bist du wieder gesund und spielt die Flöte; schlaf aus!“ sagte der Alte traurig.

Hartfeld hatte von dem Gespräch nichts verstanden. Er begab sich gleich darauf zur Ruhe, konnte aber nicht schlafen. Wenn auch die Worte des Greises, seine fieberhafte Aufregung etwas beschwichtigt hatten, und er die verworrenen Phantasien des Mädchens theils auf zufälliges Errathen, theils auf Krankheit zurückführte, so gaben ihm doch dessen letzte Worte zu denken. Er sollte morgen hier bleiben! Morgen war allerdings ein entscheidender Tag! Hatten die Worte, die Ahnungen des Mädchens nicht doch eine Bedeutung für sein künftiges Schicksal? Er gab sich alle Mühe, über das Gehörte nicht weiter nachzugrübeln, allein die Schöne im weißen Kleide trat immer wieder vor ihn. Ob er nun gegen die Wand oder in die vom Monde matterleuchtete Kammer blickte — überall begegnete er dem von rosen-schwarzen Haaren umrahmten Muth mit den steinernen Zügen und den räthselhaften träumerischen Augen.

Sobald es sich im Hause zu regen begann, stand er auf. Der Morgen dämmerte erst schwach, als er sich auf den Weg machte. Nach einer zweistündigen Wanderung, auf der ihn die Erlebnisse des vorhergegangenen Abends beschäftigten, gelangte er an eine Stelle, die einen größeren Rundblick gewährte.

Er hielt auf dem ebenen, mit Waldungen vermischten Gelände kurze Umschau und gewahrte in weiter Ferne einen Mann, der ein Tannenbäumchen trug. Da fiel ihm ein, daß heute Christabend war. Unwillkürlich beschleunigte er den Schritt. Wie sehnte er sich nach den glücklich leuchtenden Augen und dem seligen Jubel der Kleinen, die er seit drei Monaten nicht mehr gesehen!

Gleich darauf aber befiel ihn wieder eine große Beklemmung, ein Angstgefühl. Wie wird er wohl von Marie und seinem Schwiegervater empfangen werden? Er war ja kein Weihnachtsgast, den man mit Freude erwartet, der das Glück der schönsten Stunde des Jahres erst voll macht. Er kam aus dem Gefängnisse — freigesprochen, aber doch geächtet.

Gänzlich erschöpft, erreichte er bei eingebrochener Abenddämmerung sein Ziel. Finsternen Blickes durchschritt er die auf den Eisstoß harrenden Menschenmenge auf der Donaubrücke, um nach dem kurzen Gespräche mit Ekweicher seiner am Schiffs-markt gelegenen Wohnung zuzueilen.

2.

Oberst von Seeberg ging gedankenvoll in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Er war ein Mann von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau, der trotz seiner überschrittenen Sechzig noch über eine fast jugendliche Geschmeidigkeit in Haltung und Bewegung verfügte. Aufschige, dunkle Brauen beschatteten kleine, klug blickende Augen und die Linien des festgeschlossenen Mundes ließen auf einen energischen Charakter schließen. Er hatte soeben ein großes Schreiben zusammengefaltet und mit seinem Privatstempel versehen, die Abendung desselben schien ihm indessen schwer zu fallen, denn so oft er an den Tisch gelangte, betrachtete er es längere Zeit, und zuweilen suchte es in seinen Zügen. Wiederholt blickte er empor zu den beiden Gemälden über dem Tische: Aus einfachen, schwarzen Holzrahmen sahen Ludwig der Erste im Krönungsornate und Maximilian der Zweite mit seinen milden, väterlichen Augen auf ihn nieder, und er schien diese Augen zu fragen, ob es auch recht sei, was er so eben gethan. Entschlossen ergriff er plötzlich eine kleine Glocke und läutete. Gleich darauf stand ein alter Soldat mit rothgelaudem, gutmüthigem Gesicht vor ihm.

„Trag diesen Brief zur Brigade, Joseph!“

„Sehr wohl, Herr Oberst!“

„Am Falle die Kasse bereits geschlossen sein sollte — 's ist ja heute Weihnachtabend — dann gib den Brief direkt beim Herrn General ab.“

„Sehr wohl, Herr Oberst!“

„Joseph!“ rief der Oberst den Diener, welcher bereits unter der geöffneten Thüre stand, zurück, „sage — na, was wollte ich fragen — wie lange sind wir beide nun beisammen, Joseph?“

„Im Frühjahr werden's dreißig Jahr“, Herr Oberst; 1824 war's; der Herr Oberst waren damals Oberleutnant und ledig. Gerade vorhin hab' ich d'rان gedacht, Herr Oberst! Heute sind's achtundzwanzig Jahr, daß ich einen Blumenstrauß nab ein Packer zur gnädigen Frau getragen habe, die damals noch ein Fräulein war. Hatte die eine Freude! Und nun sind schon wieder zwanzig Jahre vorüber, seit die gnädige Frau todt ist. Nun, das wissen der Herr Oberst Alles noch besser. . . . Gott hab' sie selig!“

Der Herr Oberst war, die Hände auf der Brust verschränkt, vor seinem Diener stehen geblieben. Bei den ersten Worten desselben drückten seine Züge ein freundliches Wohlwollen aus, dann aber wurden sie eigenthümlich weich. „Ja, das ist lange her“, sagte er nach einer längeren Pause, und eine schöne glückliche Zeit war es. Nun werden wir alt, Joseph, und im Alter entschließt man sich schwer zu etwas Neuem. Ich meine, es würde uns beiden schwer fallen, wenn wir uns trennen müßten?“

Das Gesicht des Dieners war um einen Ton röther geworden. Seit Jahren hatte der Oberst nicht mehr in dieser Weise zu ihm gesprochen. Er fühlte, daß etwas Außergewöhnliches in der Luft liegen müsse und antwortete verlegen: „Ich bin bereits fünfmal eingestanden und denke. . . und meine halt, daß ich überhaupt nicht vom Herrn Obersten fortkomme.“

„Wenn ich aber pensionirt werde, Joseph, was dann?“

„Das gibt's nicht, Herr Oberst!“

„Jedenfalls werde ich dann für dich sorgen“, sprach der Oberst lächelnd. „Nun geh' und besorge den Brief!“

In dem Augenblicke, als der alte Butsche die Thüre öffnete, hörte man Jemanden die Treppe heraufkommen, und gleich darauf erschien Hartfeld auf dem Vorplatze. Der Diener stand ein paar Augenblicke wie angewurzelt und starrte auf den Ankommenden. Das eilige an Hartfeld gerichtete „Darf ich bitten“ des Obersten brachte ihn aber rasch zur Besinnung und bedächtig ging er die Treppe hinab.

„Guten Abend, Vater!“ grüßte Hartfeld etwas gedrückt, indem er dem Obersten die Hand zum Gruße reichte.

„Einen Augenblick. . . ich will erst Licht machen“, entgegnete dieser, sich kühl von Hartfeld abwendend. „Es ist mir ergehen“, begann er dann, „daß ich Sie treffe, bevor Sie — meine Tochter sprechen. Erörterungen so peinlicher Natur, wie sie unerbittlich an mich herantreten —“

„Wenn ich noch einen Augenblick verweilen soll, dann einen anderen Ton, Vater!“ unterbrach ihn Hartfeld, sich hoch aufrichtend, mit blinkenden Augen. „Sie haben sich bei meiner Verantwortung unverantwortlich gegen mich benommen, und das in Gegenwart eines Fremden!“

„Unverantwortlich?“ fuhr der Oberst auf. „Ich bin gewohnt, für meine Handlungen jederzeit einzustehen!“

„In diesem Falle können Sie das nicht! Sie vergessen, daß ich unschuldig bin!“

„Sie wurden freigesprochen, ich weiß es“, sagte der Oberst etwas gehäut: „Herr Lorenz war bereits bei mir. Das Ergebniß Ihrer Verhandlung hat mich übrigens veranlaßt, sofort um meinen Abschied einzukommen.“

„Das war jedenfalls ein übereilter Schritt, Vater! Meine Unschuld kann jede Stunde an den Tag kommen — mich an den Tag kommen, wenn es einen Gott gibt!“

Der Oberst suchte leicht mit der Schulter. „Herr Lorenz hat einen Brief für Sie zurückgelassen“, sagte er dann; „hier! In der Hauptsache ist mir kein Inhalt bekannt.“

Fortsetzung folgt

Wiegenlied.

Die Abendglocke mahnt zur Ruh',
Lich Kindlein, schließ' die Augen zu!
Auf leisen Schwingen naht die Nacht
Und wieget Dich in Schlummer fast.

In Frieden schlägt Dein Kinderherz;
Noch kennst Du keinen Erden Schmerz,
Und auf den Rosenwänglein Dein
Malt junger Lenz den Purpurschein.

Eppenheim i. L.

Johanna Gasser.

„Wie es geht.“

Skizze von Emma Meidhardt.

(Nachdruck verboten.)

Erna von Marlow saß allein in ihrem Boudoir an dem Schreibtisch. Sie hatte heute zum erstenmal ihre Witwenkleider abgelegt. Mit ihr mußten auch die Erinnerungen an frühere Zeit zu Grunde gehen. Vor der jungen Frau lagen Briefe aufgehäuft. Einer nach dem andern wanderte auf den Boden, nachdem sie einen flüchtigen Blick darauf geworfen hatte. Ein Lächeln, wie es uns die Erinnerung an längst vergangene Torheiten entlockt, umspielte ihre Lippen. Plötzlich wich es einem schmerzlichen Ausdruck. Große, eigenartige Schriftzüge, anscheinend von kräftiger Männerhand, tauchten unter den andern auf. Sie entnahm dem Kuvert eine Karte, die in knappen Worten die Vermählung des Rittmeisters Ernst von Marlow mit Anna von Marlow, geb. Freiin von Günther, anzeigte. — Ernas Augen schlossen sich, und die Karte entglitt ihrer Hand.

* * *

Jetzt stand sie vor ihrem Hochzeitstage, zum zweiten Male, — der erste war verhängnisvoll geworden für zwei Menschenleben. Sie war damals noch so jung gewesen und Hans Marlow ein schöner, flotter Offizier, der Liebling der Damenwelt. — War es ein Wunder, daß er auch sie mit seinem lebenswichtigen Leichtsinne bestrich? Erst später wurden ihre Ansichten so ganz anders, erst später . . .

Am Vorabend ihrer Hochzeit war eine Depesche eingetroffen von Ernst Marlow, ihrem zukünftigen Schwager. Sie enthielt die Nachricht, daß er einen kurzen Urlaub erhalten und zum Hochzeitstage eintreffen werde. Hans hatte es ihr vorgelesen. „Ernst ist ein sonderbarer Kauz, ein Phantast,“ sagte er mit leichtem Spott, — es konnte wohl kaum zwei verschiedenere Brüder geben.

Und an ihrem Hochzeitstage war er auch gekommen. In der Aufregung hatte sie ihn kaum beachtet; nur als sie Abschied von einander nahmen, erschraf sie vor dem düsteren Feuer in seinen Augen, die sie so unablässig anblickten, — ein heißer Kuß brannte auf ihrer Hand, — dann stieg sie in den Wagen ein, und der Zwischenfall war vergessen.

* * *

Zwei Jahre etwa waren vergangen, da kam von Ernst Marlow die Anfrage, ob er einen Teil seines Urlaubes bei dem jungen Paar verbringen dürfe. Hans schien sehr erfreut über diese Idee: „Das ist doch einmal ein vernünftiger Gedanke von ihm; diese Abwechslung in dem ewigen häuslichen Einerlei bringt Dir Unterhaltung, und ich kann ein wenig meine Freiheit genießen, wenn ich Dich in hochinteressanter Gesellschaft weiß.“ Er lachte lustig auf und trällerte dann im Hinausgehen eine leichte Operettenmelodie hin. Sie antwortete nichts, nur ein Seufzer stahl sich über ihre Lippen. In der Tür wendete er sich noch einmal um: „A propos, — Du schreibst doch an Ernst, das ist Sache der Hausfrau, und außerdem verstehst Du Dich besser darauf, — Du weißt, ich hasse das Geschreibsel wie die Sünde.“

Kurze Zeit darauf kam Herr Ernst Marlow. Sie hatte ihn seit ihrem Hochzeitstage nicht wiedergesehen. In seinen Augen glühte noch immer jenes düstere, fast unheimliche Feuer, wie Funken unter der Asche, und bildete einen seltsamen Gegensatz zu der kalten Ruhe und Gelassenheit seines Wesens. Er schien sich wohl zu fühlen in den traulichen Räumen der jungen Frau, und in ihrer Nähe legte er eine ihm sonst nicht eigene Weichheit und Milde an den Tag. Doch war es ihr, als sei er mit ihrem Manne unzufrieden, als habe er sogar einmal eine Scene mit ihm gehabt, deren Gegenstand sie gewesen. Ihre Vermutung war richtig gewesen. Er hatte seinem Bruder Vorwürfe über seinen Lebenswandel gemacht, ihm vorgestellt, daß er diesen in der Ehe nicht fortsetzen dürfe, sondern Pflichten gegen seine junge Frau habe. Hans hörte diesen Sermon mit einer Alarmsänderung an, dann sagte er mit seinem leichtsinnigsten Lächeln: „Ich werde mich gewiß bessern, — morgen — übermorgen — nur mach mir kein solches Gesicht, Bruderherz! Uebrigens vernachlässige ich durchaus nicht meine Pflichten gegen Erna, wenn ich mein Leben ein wenig genieße, — ich bin nun einmal nicht zu einem Musterehemann geschaffen! Und nun gehe hinüber und spiele ihr etwas vor, damit sie sich nicht langweilt!“ Damit war die Harmonie der beiden Brüder außer-

sich wieder hergestellt. Mit einem ernstern Thema durfte man Hans nicht kommen; er zog sich immer schnell und auf eine lebenswürdige Art aus der Affaire, so daß es nie bis zum Meißerstein kam.

Er ging, — und die beiden waren sich selbst überlassen. Sie mußigten zusammen, oder er las ihr vor. Ihr war es, als sei ihr das Leben jetzt erst des Lebens etwas wert für sie, — er vergaß, daß er nur einen Teil seines Urlaubes in dem Heim seines Bruders hatte verbringen wollen, auch machte er diesem keine Vorwürfe mehr über sein häufiges Fortgehen.

Es war ein gefährlicher Zauber, der in diesem Beisammensein lag, — er umspannte die beiden Menschen mit seinen Schlingen, und sie gaben sich dem eigentümlichen Reiz der Situation hin, ohne über den Augenblick hinauszudenken. Sie waren sich keiner Schuld bewußt, — denn noch war kein Wort zwischen ihnen gefallen, das den geheimnisvollen Zauber gebrochen hätte. Da . . . am Tage vor seiner Abreise . . .

Es war in der Dämmerstunde. Er hatte ihr ein Gedicht aufgeschrieben; es enthielt nur wenige Zeilen, aber seine Stimme bebte, als er sie vorlas:

Wie traurig die Welt doch ist!
Des Alters so schnell man vergift,
Was heute noch lodert in Flammen,
Sinkt morgen in Asche zusammen, —
Wie traurig die Welt doch ist!

Wie kurz war der Liebe Traum!
Wir hatten gesehen uns kaum,
So mußten wir wieder scheiden, —
Wie lang ist der Trennung Leidens,
Wie kurz war der Liebe Traum!

Sie bemühte sich, unbefangen zu scheinen, und frug: „Wie heißt der Dichter?“ Er zögerte einen Augenblick. „Ernst Marlow,“ sagte er dann. Eine Pause entstand. Die Luft war so merkwürdig drückend im Zimmer. Sie erhob sich und öffnete ein Fenster. „Willst Du nicht noch einmal spielen?“ frug sie, auf den Flügel deutend. Er gehorchte schweigend, und während sie mit geschlossenen Augen die Melodienwogen über sich dahinziehen ließ, spielte er, wie er nie zuvor gespielt. Die ganze lang verhaltene Liebesglut strömte in die Töne hinüber; sie sagten ihr alles, alles, — es bedurfte keiner Worte mehr . . .

Mit einem schrillen Akkord brach das Spiel ab . . . Im nächsten Moment lag der starke Mann wie gebrochen zu ihren Füßen. Wie abwehrend streckte sie ihm die Hände entgegen, er ergriff sie und zog sie stürmisch an seine Lippen. „Erna,“ sagte er, sich erhebend, mit halbunterdrückter Stimme, „Du weißt, daß ich Dich liebe mit jeder Faser meines einsamen Herzens, — nun sage auch Du mir, — ein Wort nur, Erna — daß Du mich liebst!“

Sie war wie betäubt. Ihr Herz drohte stillzustehen. Vergeblich rang sie nach Worten. Noch ehe sie einer Antwort mächtig, zog er die fassungslose an seine Brust und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Du einzig geliebtes Weib,“ flüsterte er leidenschaftlich, „komm, laß uns fliehen, — gleichviel, wohin, — ans Ende der Welt, wenn es sein muß — dort, wo kein Mensch uns kennt, — wo keine Schranke uns trennt, wollen wir unserer Liebe leben!“

Mit einer hastigen Bewegung löste sie sich aus seiner Umarmung. Es kam ihr mit einem Male zum Bewußtsein, was alles auf dem Spiele stand, — ein Gott gab ihr den Gedanken ein.

„Du irrst,“ sagte sie mit fast übermenschlicher Selbstbeherrschung, und ihre Stimme klang seltsam verändert, „meine Liebe zu Dir ist nicht so stark, daß sie ein solches Opfer zu bringen vermöchte.“ Er schaute sie einen Augenblick verständnislos an. „Du willst es mir nicht eingestehen, — es ist ja nicht möglich, — Erna, um Gottes Barmherzigkeit willen sage es mir, daß Du die Meine sein willst, und ich will mir mein Glück erringen, auf welchem Wege es auch sei!“

Sie schwankte einen Augenblick zwischen Liebe und Pflicht.

„Gibst Du mir keine Hoffnung?“ frug er eindringlich.

„Keine,“ antwortete sie.

„Ist dies Dein letztes Wort?“

„Mein letztes.“

„Dann lebe wohl!“ Er stürzte hinaus und sie sank halb bestimmungslos in die Polster zurück.

Als Hans des Abends spät nach Hause kam, war Ernst bereits abgereist. Eine Depesche habe ihn früher abgerufen, sagte ihm seine Frau, sie wisse nicht, aus welchem Grunde. „Schade,“ bedauerte er in seiner harmlosen Art, „seine Gesellschaft wird Dir fehlen; Ihr verstandet Euch so gut. Nun, ich werde sie Dir zu ersetzen suchen und künftig einen ganz soliden Ehemann abgeben. Du glaubst gar nicht, liebes Herz, wie schwer es ist, der Versuchung zu widerstehen, besonders, wenn sie sich einem in Gestalt von Kameraden an die Ferse hestet.“

Er hatte schon oft derartige gute Vorsätze gefaßt, doch nie sie zur Ausführung gebracht. Daran dachte sie heute nicht, — sie kam sich ihrem Manne gegenüber so schuldbehaftet vor, und ein Gefühl bemächtigte sich ihrer, als läge es an ihr, daß in ihrer Ehe nicht alles war, wie es sein sollte. . . .

Kurze Zeit darauf brachte Hans ihr einen Brief. „Eine Neuigkeit!“ rief er. „Denke Dir, Ernst hat sich verlobt. Die kleine Günther soll schon lange ihre Nehe nach ihm ausgeworfen haben; doch sagte er mir noch vor ein paar Tagen, er mache sich nichts aus ihr, — der Teufelskerl!“ Er sah es nicht, wie seine Frau erbleichte. Sie beugte sich tief herab auf die Karte, die die Verlobung des Rittmeisters Ernst von Marlow mit Anna, Freiin von Günther, anzeigte.



Marconis neuer magnetischer Detektor.

Von Prof. Dr. L. G.

(Nachdruck verboten.)

Von welcher hohen politischen Bedeutung und von welcher großen wirtschaftlichen Tragweite die drahtlose oder Funkentelegraphie seit der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits geworden ist, erhellt wohl am besten aus der in unterrichteten Kreisen verbreiteten Nachricht, daß die Marconi-Gesellschaft für Funkentelegraphie mit der englischen Lloyd-Gesellschaft einen Vertrag geschlossen hat, an geeigneten Orten der ganzen Erde Stationen zu errichten, von denen aus Uebermittlungen durch Funkentelegraphie stattfinden können, und auf solche Weise sich also ein Monopol für Funkentelegraphie über die ganze Erde zu sichern. Gegen eine solche Monopolgewährung sind von verschiedenen Seiten Bedenken geltend gemacht worden, und wie bestimmt verlautet, hat Deutschland zu einem internationalen Vorgehen die Initiative ergriffen und zunächst einer größeren Anzahl beteiligter Staaten den Zusammentritt von Delegierten vorgeschlagen, um in einer Konferenz diejenigen Bedingungen festzusetzen, unter denen die Errichtung einer Station für Funkentelegraphie erlaubt sein soll, und so eine Grundlage und ein Arbeitsprogramm für eine später zu berufende internationale Konferenz für Funkentelegraphie aufzustellen.

Daß unter solchen Umständen jede Verbesserung oder Neuerung auf dem Gebiete der Funkentelegraphie nicht nur in wissenschaftlichen und technischen Kreisen, sondern allgemein mit dem größten Interesse verfolgt wird, liegt auf der Hand. Eine der Hauptschwierigkeiten bietet nun hier noch immer der Coherer (oder Gritter), jener wichtige Teil des „Empfängers“, welcher die Aufgabe hat, die vom „Geber“ entsandten elektrischen Wellen aufzufangen und deren Registrierung zu vermitteln. Er besteht bekanntlich im wesentlichen aus einem mit Metallfeilspänen gefüllten Glasröhrchen, das an seinen Enden mit Zuleitungsdrähten für die Feilspäne versehen ist, und wird in einen von einer Batterie und einem empfindlichen Relais gebildeten Stromkreis eingeschaltet. Durch das Relais kann ein zweiter Stromkreis, der die Lokalbatterie und den Morfeschreiber enthält, geschlossen werden. So lange der Coherer nicht von elektrischen Wellen getroffen wird, ist sein Widerstand so groß, daß das Relais nicht erregt wird. Treffen auf ihn aber elektrische Strahlen, so sinkt sein Widerstand, die Stromstärke steigt, das Relais wird erregt und schließt den den Morfeschreiber enthaltenden Lokalstromkreis. In Bezug auf sicheres Funktionieren läßt nun der Coherer, dessen Wirkungsweise auch wissenschaftlich noch nicht vollständig geklärt ist, manche Wünsche offen, so daß seine Verbesserung einen wesent-

lichen Fortschritt bedeuten würde. Marconi hat nun in einem in der Royal Institution in London gehaltenen Vortrage einige Mitteilungen über die Einrichtung seiner transatlantischen Stationen in Poldhu und Neu-Fundland gemacht, deren wichtigste sich auf einen neuen Empfänger bezieht, welcher empfindlicher für elektrische Strahlen sein und sicherer wirken soll, als der Coherer. Der neue magnetische Detektor besteht aus einem Hufeisen-Stahlmagnet und einem darüber befindlichen, halbkreisförmig gebogenen Anker aus einem Eisendrahtbündel, welches mit isoliertem Draht umwickelt ist und in seiner Mitte von einer flachen Spirale umgeben ist. Der Hufeisenmagnet wird langsam durch eine Zentrifugalmaschine oder durch ein Uhrwerk um seine Achse gedreht, unterwirft also seinen feststehenden Anker fortwährendem Wechseln der Magnetisierung. Nun zeigt Eisen bei seiner Magnetisierung bekanntlich die Erscheinungen des Hysteresis, d. i. eine Art magnetischen Beharrungsvermögens, darin bestehend, daß die Änderungen des Magnetismus des Eisens langsamer erfolgen, als die Änderungen der magnetisierenden Kraft, daß die Änderungen des Magnetismus zurückbleiben gegen die Änderungen der magnetisierenden Kraft. So bleibt auch hier infolge des Hysteresis der Magnetismus des Ankers hinter der magnetisierenden Kraft des sich langsam drehenden Hufeisenmagnets zurück. Die Bewickelung des Ankers ist einerseits mit dem Empfangsdraht des Empfängers, andererseits mit der Erde verbunden. Treffen nun elektrische Wellen den Anker, so verändern sie die Erscheinungen der Hysteresis und verursachen dadurch eine plötzliche Änderung des Magnetismus, welche in einem Telephon, das mit der den Anker umgebenden Spirale verbunden ist, deutlich vernommen werden kann. Die bisher von Marconi erzielte Geschwindigkeit beträgt nach seinem Berichte 35 Worte in der Minute; er hofft, eine bedeutend höhere erzielen zu können. Inwieweit sich die Anordnung in der Praxis bewähren wird — daß sie bei kleineren Entfernungen sicher funktioniert, davon hat Referent sich überzeugt —, das müssen weitere eingehendere und ausgedehnte Versuche erst zeigen. Die Anwendung des Telephons würde, da es zweifelsohne sicherer als der Coherer funktioniert, einen wesentlichen Fortschritt in der Funkentelegraphie bedeuten. Ein Nachteil liegt darin, daß man die Depesche nicht registrieren, sondern nur hören kann.

Am Klavier.

Steigend und fallend
Lieblich und leis,
Plötzlich aufwallend
Glutenvoll heiß,
Sanfter sich schmiegend
Durchflimmert's den Raum,
Nest wie ein Funke
Im wogenden Traum.
Sinnend und lauschend,
Hör' ich es an . . .
Freundlicher Spieler,
Was hast du getan?

Auge in Auge
Sich fragend versenk't,
Leise die Seele
Zum Himmel sich lenkt —
Was die Vergangenheit
Lieblich verlieh,
Spricht's durch die Töne
Der Phantasie?
Führst mich noch einmal
Auf lächelnden Plan . . .
Freundlicher Spieler,
Was hast du getan?

Töne verrauschen,
Verhallt ist das Lied;
Sanfter die Wehmut
Die Seele durchzieht.
Sinnend und lauschend,
Ich immer noch steh';
Ist mir so seltsam,
So wohl und so weh? —
Schlugst ja die Saiten
Des Herzens an . . .
Freundlicher Spieler,
Was hast du getan?